

Prof. Dr. Hermann Bausinger

Von Aufsteigern und Aussteigern

Laudatio für Hermann Kinder und Peter Renz

In einer Geschichte von Hermann Kinder geraten zwei Gymnasiallehrer in nebeneinander liegende Kabinen der Schultoilette. Der eine wirft dem andern durch die Trennwand nicht nur weniger reibungslose Verdauung vor, sondern belehrt ihn ungefragt auch über Grundwerte: Familie, Autorität und Vaterland, und er fügt hinzu: Ich habe ja noch ... den Faschismus am eigenen Leib gespürt, ich lasse mir von Ihnen nichts vorwerfen. Der jüngere der beiden Lehrer, zugleich Erzähler der Geschichte, kommentiert: Er ist ein Jahr vor Kriegsende geboren, ich ein Jahr danach. Jahrgang 1944 und Jahrgang 1946 also. Die Berufung auf die Erfahrung des Faschismus ist grotesk, die Trennung nichts als komisch.

Ich ziehe daraus die Lehre, die beiden Jahrgänge beieinander zu lassen, die literarischen Arbeiten von Hermann Kinder, Jahrgang 44, und von Peter Renz, Jahrgang 46, zusammen zu betrachten. Das heißt nicht, daß ich sie auf eine Ebene bügeln will. Gerade der direkte Kontrast mag manches erhellen, und ehe ich in den Fehler flüchtiger Literaturgeschichtsschreibung ver falle, Individualitäten durch gemeinsame Etikettierung auszulöschen, werde ich die Autoren trennen und die Stränge entflechten. Fürs erste aber geht es mir um die Verflechtungen.

Peter Renz wird ausgezeichnet für den Roman »Vorläufige Beruhigung«, dessen letztes, kürzestes Kapitel überschrieben ist: »Fest«. Der Roman handelt von der Geschichte eines jungen Lehrerpaars; zum Fest sind all die Studienkollegen und Kampfgenossen von der PH eingeladen. Aus allen Himmelsrichtungen kommen sie angereist, und wenigstens die Garderobe – Peter Renz komponiert hier eine farbige Ouvertüre aus Latzhosen, Holz pantinen und selbstgestrickten Strümpfen – wenigstens die Garderobe demonstriert den alternativen, unbürgerlichen Anstrich der Versammelten. Trotzdem und deshalb:

Es würde gut in den Rahmen passen, wenn unter den Gästen auch der Dr. Gottlieb Müller wäre, der Kunschtmüller aus Konstanz, der im Mittelpunkt von Hermann Kinders Roman »Vom Schweinemut der Zeit« steht. Und umgekehrt: Josef Heim, das Ich in Renz' Roman, könnte durchaus einer von denen sein, an denen sich der Dr. Müller orientiert und mißt, um dann nur noch tiefer in der eigenen Misere zu versacken.

Schon die Titel der beiden gleichzeitig erschienenen Bücher weisen in die gleiche Richtung. Kinder: »Vom Schweinemut der Zeit«. Für den Umschlagtitel hat Tomi Ungerer eine Zeichnung beigezeichnet: Vor einem gotischen Kirchenfenster (ein Hinweis auf das kunsthistorische Spezialgebiet des Helden) streckt ein Loriot- oder eben ein Ungerer-Schweinchen snobistisch die Schnauze in die Luft. Vielleicht ist das Bildchen so hintersinnig, daß ich es nicht verstehe; vordergründig jedenfalls führt es auf eine falsche Fährte: Schweinemut – das ist der schwindende Mut, ein altes Wort für das schwarz Geblüt, die Melancholie. Es geht um ein dauernd von Kleinmut, Unlust und schwer greifbaren Umwölkungen beschattetes Dasein.

Der Titel des Erstlingsromans von Peter Renz scheint auf den ersten Blick fast entgegengesetzt: »Vorläufige Beruhigung«. Aber das vorläufig transportiert auf infame Weise Beunruhigung. Die kleine Familie – Josef, der Erzähler, Nita, seine Frau, Adrian, der elfjährige Sohn – sieht der ersten Anstellung Nitas als Lehrerin entgegen, einer Anstellung, die höchst notwendig wäre, weil Josef noch an seiner Examenarbeit sitzt. Aber statt der Anstellung kommt eine Art blauer Brief: Das Tübinger Oberschulamt sieht sich genötigt, die Verfassungstreue der angehenden Lehrerin zu überprüfen, weil diese, vielleicht nicht einmal primär aus politischer Überzeugung als vielmehr aus Gruppensolidarität, eine Zeitlang einen roten Büchertisch in der Mensa der Hochschule umtrieb. Der Akt der Anhörung führt in bürokratischem Schnecken tempo zum Erfolg, zur Anstellung: vorläufige Beruhigung. Aber wo immer im Roman – auch in der unmittelbaren, ganz persönlichen Kommunikation – von Beruhigung die Rede ist, da zittert unter der Oberfläche die Beunruhigung in unverminderter Stärke nach. So logen wir uns in haltlose Besänftigungen, heißt es, gleich nachdem das Schreiben eingetroffen war. Briefe zwischen den

jungen Eheleuten gelten als eine einzige große Beschwichtigung, also als eine die Spannungen nur überbrückende Verbindung, und schon dem kleinen Adrian wird ein Beruhigungslächeln zugeschrieben, das die Schwierigkeiten kaschiert. Der Vorgang, der erzählt wird, ist kein isoliert-privater. Er spielt sich ab in jenem von Terrorberichten und Hysterie geprägten Herbst 1977. Von nun an, resümiert der Erzähler, läßt sich nichts mehr voraussehen ... weder die allgemeine Entwicklung unserer Republik noch unser privates Leben. Renz' Hauptperson Josef leidet unter einem Katastrophengefühl – ähnlich wie (ich wechsele die Spur) Hermann Kinder von einem Katastrophenprogramm spricht, das seinen Protagonisten Müller befähigen soll, mit dem Leben fertig werden. Dabei geht es um mehr als Tarifgruppen; das Stichwort Melancholie zielt auf grundsätzliche Zweifel an der Werthaftigkeit des Lebens. Aber die Kostümierung dieser Zweifel ist eine zeitgenössische, und die äußere Bedrohung kommt auch hier aus dem Gestrüpp der Staatsbürokratie. Es handelt sich um jenen Plan, der vorsah, die Universitäten stufenweise zu »verschlanken« und gesund schrumpfen zu lassen bis zur Unkenntlichkeit; von 1390 Planstellen war die Rede, die ersatzlos gestrichen werden sollten. Der Plan wurde zwar alsbald als Denkmodell eines Referenten ausgegeben, eine kuriose Zurrücknahme, die gewissermaßen impliziert, daß das Denken von ministeriellen Referenten mehr oder weniger bedeutungslos ist – eine Zurrücknahme, die auch keineswegs geeignet war, die entstandene Unruhe zu glätten: vorläufige Beruhigung auch hier, keine Lösung der ganz persönlichen, menschlichen Probleme, die bei solchen Denkmodellen meist im toten Winkel bleiben – in dem toten Winkel, in dem beispielsweise Gottlieb Müller verbissen und ohne meßbare Erfolge seine Habilitation anstrebt und voll ängstlichen Mißtrauens auf die Kolleginnen und Kollegen blickt, die ihm in Kondition, Startchancen, äußeren Bedingungen immer einen Schritt voraus sind.

Die Epoche davor, jener Aufbruch, der gerade auch im Hochschulbereich zu Formen intensiverer Zusammenarbeit führen sollte, reicht bei Kinder – er ist hier pessimistischer als Renz – nur noch als schwache Irritation, als exotisches Relikt in die starre Hierarchie der Stellen- und Stellungskriege hinein. Trotzdem gilt für beide, Kinder und Renz, daß 1968 und die Folgen (zu denen auch die Folgenlosigkeiten gehö-

ren) ein gemeinsames Hauptthema sind. Bei Kinder sind hier die vorausgehenden beiden Bücher einzubeziehen: Das erste, nicht ohne ironische Nebentöne als »Bildungsroman« bezeichnet, schildert im Rückblick aus der Perspektive des Studenten Bruno, aber mit deutlich autobiographischem Bezug, die Jahre im Elternhaus, in der Schule, im Internat, und die Zeit des germanistischen Studiums. Das zweite, schmale Bändchen erzählt von den beruflichen und privaten Problemen eines jungen Lehrers, während das dritte Buch, der melancholische »Erziehungsroman«, ins Milieu der Universität, diesmal auf der Stufe des Mittelbaus, zurückkehrt.

Weder Kinder noch Renz geht es um die direkte Schilderung von Aktion. Aus der Distanz setzen sie sich mit den Versuchen auseinander, neue Lebensformen zu begründen. Sie stimmen überein in der Einschätzung: sie respektieren, auch im Rückblick, jene kurze Epoche als Möglichkeit eines Neuen. Kinder registriert den möglichen Fortschritt gerade auch im Kleinen, in der Art des Zusammenlebens, des Miteinanderredens und -arbeitens, der »Verbesserung« der Gefühle. Und auch Renz stellt fest: Damals gab's keine Trennung von Politik und Leben. Er hält die Szenen und Gedanken fest, die Bequemlichkeit inzwischen aufgegeben und unpersönlichen Sachzwängen geopfert hat. Es galt, eine Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren. Für unsere Generation galt die Studentenbewegung als das, was für die älteren der Krieg war: das Stück Leben, von dem man zehrt. Deshalb redeten wir manchmal wie Veteranen. Aber das ist nicht nur emphatisch gesagt, hier spielt auch leichte Ironie herein und schafft Distanz. Geschichte ist hier nicht Denkmalpflege, und was geschah, wird nicht künstlich reingewaschen.

Peter Renz macht die Brüche sichtbar, die schon damals zwischen der relativen Vernunft des Bestehenden oder doch mancher vorhandenen Strukturen und dem blauäugig-rationalen Neuanfang sich zeigten. Da macht der Kinderladen eine Massenexkursion in den Bregenzer Wald, und die mühsam gehätschelte Spontaneität und die autoritär überwachten antiautoritären Attitüden heben sich gar nicht nur vorteilhaft von den ruhig selbstverständlichen Erziehungsmethoden der einheimischen Bäuerinnen ab – auch wenn die PH-ler ihre Unsicherheit mit der Feststellung übertönen, die Vorarlberger hätten von

den eigentlichen Kinderproblemen keinen blassen Schimmer. Renz registriert auch, wie die Hälfte der Genossen bei manchen wichtigen Aktionen an der Basis unabkömmlich ist, weil sie in luftigen Höhen Skiurlaub macht. Und er gibt sich auch nicht mit den Klischees vom Arbeiter zufrieden. Immer häufiger, so eine Art Tagebuch-Eintrag, wenn ich das Wort Proletarier höre, denke ich an die Arbeiter in der Maschinenfabrik, die mit ihrem Opel morgens ins Geschäft fahren, an Wochenenden ihre Reihenhäuser umbauen und im Gespräch auf eine unangreifbare Weise zufrieden sind. Die volle Ironie freilich wird erst dort ausgespielt, wo Renz über diejenigen berichtet, die sich inzwischen, nicht nur äußerlich, arrangiert haben, die aber trotzdem die 68er-Erlebnisse mit einer Art Besitzerstolz bei jeder erdenklichen Gelegenheit aus ihren polierten Erinnerungsvitrinen holen – in den Köpfen arbeiten die Selbstgerechtigkeitsmaschinen, heißt es bei Renz, die all das, was man zur Zeit betreibt, als konsequente Fortsetzung der Bewegung darzustellen suchen. Und wiederum wendet sich auch Kinder ironisch gegen jene Zwitterexistenzen, die sich selbst zu einer alternativen Collage aus rebellischen Jugenderinnerungen und gediegen-akademischen Umgangsformen stilisiert haben. Der Germanist ist älter geworden, hängt aber noch immer an der Schulmappe mit dem Aufkleber: »Trau keinem über 30«; er zergrübelt den Blick am Boden, ist sich, obwohl ihn niemand mehr danach fragt, noch immer nicht relevant ... Der Politologe ist vom Jeansanzug auf Schafswolle umgesattelt, golden blinkt ein Talisman im durchstochenen Ohr, im Hosensack wurzelt die Ginseng, bei der Urschrei-Therapie hat er sich eine Stimmbänderzerrung zugezogen, nun flüstert er durchs Megaphon: Ich bin o.k., Leute, ich bin o.k.

Die im Mittelpunkt der Bücher von Kinder und Renz stehenden Personen, die Erzähler, sind nicht o.k. Sie verarbeiten die Brüche nicht mit schnellen Sprüngen und nicht mit symbolischen Überbrückungen. Sie leiden. Das schwarz Geblüt vergällt dem Dr. Müller das Leben, schwärzt die Wirklichkeit ein; aber da ist kein Zweifel, daß es sich um eine quasi realistische Antwort auf eine dunkle Wirklichkeit handelt. Josef Heim, von dem der Renzsche Roman und der den Renzschen Roman erzählt, leidet vielleicht weniger flächendeckend. Sein Schmerz ist lokalisierbar in der Magengrube. Aber ein nur-physisches Leiden

ist auch das nicht, weshalb als Therapie nicht nur die obligate Rollkur, sondern auch eine Schreibkur verordnet wird: Teile des Buches sind gewissermaßen Ergebnis eines ärztlich überwachten Heilungsversuchs durch Schreiben – zweifellos einer der kreativsten Vorschläge zur Kostendämpfung, die in letzter Zeit gemacht wurden.

Lassen Sie mich, ehe ich die Trennung versuche, noch eine letzte wichtige Gemeinsamkeit herausstellen. Revolutionäre Bewegungen glauben normalerweise an den Inter-City-Takt, halten sich mit Nebenstrecken nicht auf, ignorieren die Provinz. Die Hochschulen sind in einem solchen Konzept universell geprägte Schaltstationen, die zwar, aus physikalischen und infrastrukturellen Gründen, irgendwo liegen müssen, bei denen dieses Irgendwo aber eigentlich höchst gleichgültig ist. Kinder und Renz sehen hier klarer. Sie vermitteln gerade die regionalen und lokalen Spielarten, kurz: sie betten ihre an sich allgemeinen Geschichten und Probleme wahrheitsgetreu ein in eine spezifische Landschaft.

Es gibt gute Gründe, dies hier herauszustellen. Das Preisgericht, gebunden, einen Bezug zum Bodensee nachzuweisen, ist gelegentlich schon mit der Pffiffigkeit eines Maklers vorgegangen, der irgendeine Villa »in See-Nähe« anbietet, die in Wirklichkeit eine halbe Stunde – und zwar: eine halbe Autostunde – vom See entfernt liegt. Bei den beiden Autoren läßt sich mit gutem Gewissen feststellen, daß sie auch die Konturen dieser Landschaft nachzeichnen. Sie nähern sich dem See von verschiedenen Seiten: Peter Renz, der gebürtige Weingartener, weiß sich daheim im Oberland, das er liebevoll-kritisch unter die Lupe nimmt: Seelenlandschaft ... geschnitzt aus weichem Holz und nachher mit Wald und Wiesen überbröselt, Landschaft, in der sich alte religiöse und halbreliigiöse Glaubensformen halten: Prozessionsland, der Blutritt jedes Jahr; Narrenland – armes Ravensburg, denn: Im oberschwäbisch-alemannischen Raum keine weit ins finstere Mittelalter hineinreichende Narrenzunft zu haben, gehört zum Schlimmsten, was einer Stadt passieren kann; Hexenland auch (an solchen Stellen setzt Renz, wie Kinder auch, sparsam den Dialekt ein): Was glaubscht, warum die alleweil Guetle verdoilt an Kinder, obwohl se selber koine hot? Eine Region, so Peter Renz, in der es dem Anschein nach hartnäckige Überlebende gibt, eine Landschaft, die auch

die oberschwäbischen Bauunternehmer trotz beträchtlicher Anstrengungen noch nicht ganz zerstört haben, zum Fremdenverkehr nur mäßig geeignet mangels hervorstechender Sehenswürdigkeiten, allenfalls am südlichen Rand, dem Bodensee, tummeln sich zahlende Gäste, herangespült von künftigen Autobahnen ...

Hermann Kinder bleibt mit seinem jüngsten Roman in Konstanz und seiner unmittelbaren Umgebung. Bei ihm kommt der See selber zur Geltung – ein feuchtes Chamäleon, blau über dem Seekessel und grün über der Wyse, getrennt durch den dunklen Strich des Haldenabbruchs. Darauf die Schnitzeljagd der Segelboote. Die Brücke über den Rhein singt. Die Bergzähne mit den Plomben der schneefreien Wälder. Freilich, zum Unverwechselbaren dieser Landschaft – und vielleicht ist unverwechselbar ohnehin nur noch ein Wort für stereotype Fremdenverkehrswerbung – zum Unverwechselbaren dieser Landschaft gehört auch das Verwechselbare: die Zerstörung, der Einbruch der Straßen und Kieswerke. Literatur ist nicht in ökologischen Nischen zu züchten, sie braucht das pulsierende Leben, auch wenn es nicht zu einer kunstgewerblich-lyrischen Gestimmtheit beiträgt.

Nicht nur das halbverfallene, quittengelbe Schloß überm See und das alte Hotel auf dem Berg gehören dazu, auch die Leute, die darin verkehren (die lärmende Damenfußball-Mannschaft eingeschlossen), die laute türkische Musik, die aus der dunklen Türöffnung eines verfallenen Hauses der Altstadt greift, die Arbeitslosen, die sich mit verquollenen Gesichtern unter der Rheinbrücke räkel, der Dortmunder, den es hierher verschlagen hat und der für seine kranke, an den Rollstuhl gefesselte Frau fotografiert, was für ihn schön ist. Oder die Rentner, die protestierend auf die Öffnung der Sauna warten: »Aufmachen, S'isch Ziit, S'goht dagegge, Kumm itzt. Seichkerle!«, die sich in übermütige, ja, aberwitzige Schwitz- und Spritzwettkämpfe hineinsteigern und die dazwischen entweder über die Schwoobe schimpfen oder den Dr. Müller aufs Korn nehmen, der von jener Institution kommt, die sie abwechselnd als Unwissenheit und Unsinnenheit bezeichnen.

Und auch diese Uni selber – ob die Konstanzer wollen oder nicht – ist ein Stück regionaler Kultur oder Gegenkultur, ein Stück Bodensee-Landschaft mit ihrem Himmel aus Plaste, ihren Lichtfiltern aus Plexiglas – nazarenerblau, schweinsrosa, biergelb – so oft man nur den

Blick erhebt. Leichengrün die vorgebeugten Gesichter der Skriptenjäger im Rank-Xerox-Blitz. Emsig klappern auf Noppenlatschen weiße Kittel aus Labors. Immer fleißig auch die Jura-Studenten; sie schleppen die roten Gesetzessammlungen unter dem Arm wie Backsteine ... Und weiter: das Chaos der Flugschriften und Packpapierfahnen an den Wänden ..., fleckiges Gummi, angesengter Teppichboden, Kaffeepfützen, schwarze Schlieren zertretener Selbstdrehkippen, zerknautschte Safttüten, Schnee von Strohhalmen, Fladen abgeessener Styroportabletts, halbe Brötchen, ausgezinkte Plastikgabeln, zersplissene Plastiklöffel, Kronkorkenmeere und zerscherbte Sprudelflaschen. Bodensee? Landschaft? Kulturlandschaft? – Ein wenig schon.

Ich habe diese Schilderung von Menschen in und um Konstanz, die denunzierende Aufzählung des Universitätsinventars etwas ausführlicher zitiert, weil sie zu einem Punkt führt, wo sich die Wege gabeln. Auch Zwillinge haben einen Anspruch auf Identität, und ich möchte abschließend den Versuch machen, zu zeigen, worin sich die beiden, Kinder und Renz, vor allem unterscheiden.

In Hermann Kinder jüngstem Roman, den ich stellvertretend in die Mitte rücke, wird erzählt von einem Kunsthistoriker. Es ist einer, der gelernt hat, mit Bildern umzugehen, Einzelheiten zu erkennen, vom Detail her das Ganze zu analysieren und umgekehrt. Dieses lebendige Verhältnis zum Bild, zu den Bildern – und eben nicht nur den gerahmten, archivierten, definierten, sondern auch zu den unwillkürlichen Augenproduktionen – zeichnet Kinder in besonderer Weise aus. Es sind gesehene, erschaute, gedachte und geträumte Bilder. Der Unheld, der im Mittelpunkt steht, ist zutiefst passiv; er läßt sich überfluten von bildhaften Eingebungen, von Traumvisionen, von einem figurenreichen Schlaf. Die imaginären Bilder sind dabei oft noch bedrückender und direkter als die realen. Da sind immer wieder diese Tode – ein ikonographisches Arsenal von Selbsttötungen, von dem alten Professor, dem es gelang, sich in einem Bach, dessen Wasserstand allenfalls Kniehöhe erreichte, zu ertränken, indem er seinen Kopf unter Wasser drückte, ohne daß die zwei ihn begleitenden Schwestern die Kraft aufbringen konnten, den Kopf über das Wasser anzuheben, bis zu dem Studenten, der zweimal im Bodensee schwimmend von der Wasserschutzpolizei aufgegriffen wurde, aber ein drittes Mal wieder ins Wasser ging und spurlos verschwand.

Wenn ich bei solchen Bildern und Szenen zwischen imaginär und wirklich unterscheide, so verkürze ich freilich die Erzählung um ihre wesentlichste Dimension. Was heißt hier wirklich, was heißt real? Hermann Kinder wird, in den früheren Büchern deutlicher noch als in dem jüngsten, nicht müde, auf die Bilder hinzuweisen, die unserer Netzhaut schon eingezeichnet sind, auf die vorgängige Festlegung unserer Erfahrung durch Erfahrung. Realität in der Literatur ist so immer auch literarisch mitgeprägte und vermittelte Realität. Diese Abhängigkeit besteht auch dann, wenn sie naiv verkannt wird. Kinder anerkennt sie stattdessen und operiert offen damit. Seine Titel schon sind Zitate. Den Regionalausdruck »Schleiftrog« entnimmt er einer Reisenotiz Goethes aus dem Hegau; »Du mußt nur die Laufrichtung ändern« einer der unerbittlichen Parabeln Kafkas; der »Schweinemut« ist ein mittelalterlicher Ausdruck, im Grimmschen Wörterbuch überliefert. Und auch die Erzählungen selbst sind voller Anspielungen – Naturbilder werden vorweg an Hölderlin- und Rilke-Erinnerungen gebunden, Kirchenlieder, Gottfried Benn, van Hoddiss und selbst Weinheber werden zitiert; und in einer visionären Szene in der Mitte des jüngsten Buches beschließen vier trunkene Berliner Literaten und Künstler im Jahr 1913, sich durch die Erde zur Südsee zu graben, und tauchen nach einem halben Jahrhundert in einem diesseitigen Jenseits wieder auf, in Ostberlin, wo sie von verwunderten Volkspolizisten in Empfang genommen werden.

Wahrheit? Wirklichkeit? Erfahrungsbilder? Gottlieb Müller, der Kunsthistoriker, hat promoviert über »Das innere und das äußere Auge«. Das Problem Wahrheit, so meditiert er, liege irgendwie auf der Grenze zwischen Empirie und subjektivem Mythos ... – nicht im Realismus, aber auch nicht in einer Ego-Mystik, die sich nicht mehr auf Gegenstände einläßt. Kinder läßt sich ein, aber die Art der Einlassung ist eine Erzeugung von Bildern – Bilder: Ausstülpungen der Seele, also die Realität, also der alte Irrtum. Das Problem der Realität, der Beziehung des Objektiven zur Subjektivität, ist das Zentralproblem. Es bleibt offen – aber indem es offen bleibt, vermittelt es uns einen Rausch von Bildern, die in einer gleichzeitig exakten und phantastischen Sprache vorgestellt werden.

Peter Renz' Protagonist ist, wie der Autor selbst, ein ehemaliger

Techniker, ein Überwechsler und Aufsteiger: Wärsch bliebe, was de' warsch. Wärsch au was worre, kriegt er gelegentlich zu hören. Vielleicht bietet auch hier die berufliche Biographie einen Ansatzpunkt zur Charakteristik. Renz ist nicht in erster Linie Visionär, sondern genau beobachtender, psychologische Feinheiten ausspielender Bericht-erstatte, nicht primär Bilderproduzent, sondern Konstrukteur. Sein Roman ist ein raffiniertes Schichtgefüge, in dessen Verfassungen man sich erst allmählich zurechtfindet.

Peter Renz erzählt von Josef Heim, der einerseits jeweils seine derzeitige Situation berichtet, sich aber gleichzeitig seine Kindheit und Jugend vergegenwärtigt, der andererseits auf Zettel zurückgreift, mit denen er, halb dokumentierend, halb kommentierend, die Ereignisse der Studentenbewegung begleitete, und er schreibt eine Geschichte nieder über den mit ihm selbst mehr oder weniger identischen Ingenieur Hase, der eines Tages seinen gesicherten Firmenplatz aufgibt und sich mit den Entlassenen der Firma solidarisiert. Dieses Ineinander der Perspektiven ist zugleich ein Ineinander von Zeitlagen und Zeitschichten. Das Gestaltungsproblem, das hier sichtbar wird, ist eng verwandt mit dem von Subjektivität und Realität, ist aber eher zu fassen als das von Geschichte und Erfahrung. Das Dokumentarische ist zu wenig, da es nichts von den Empfindungen festzuhalten vermag, also Geschichten und Geschichte – Geschichte, die aus Erfahrung gerinnt, die aber eben diese Erfahrungen immer auch zurückläßt als vergangene, und die ihr eigenes Recht beansprucht.

Die verschiedenen Schichten des Romans – Gegenwart, aus der Gegenwart auftauchende Erinnerung, Aufschriebe aus der Vergangenheit, literarische Entwürfe, deren Entstehen geschildert wird – diese Schichten ergänzen sich, relativieren sich auch. Noch effektiver und noch komplizierter wird das Gefüge dadurch, daß diese Schichten aufeinander bezogen sind. Aus den Zetteln von damals springen Teilbefunde in die Erzählgegenwart; die Winkelzüge Hases werden von Nita, der Frau Josefs, durchschaut, weil Hase ja zugleich Josef ist, und die Hase-Geschichte als ganzes ist ja doch Ergebnis der Therapie, die Josef auferlegt ist.

Führt diese Therapie zum Erfolg? Nach geläufigen Maßstäben nicht. Bei jenem Fest, von dem eingangs die Rede war, taucht im Mor-

gengrauen ein Polizist auf, streckt gegen Josef die Finger aus, und Josef beißt sich in diesen Finger, diesen Anschuldigungsfinger, diesen Vaterfinger, fest. Die Folge: Er landet in Weißenau, in der Psychiatrischen Abteilung.

In gewisser Weise laufen hier die Wege wieder zusammen. Auch Gottlieb Müller endet ja nicht mit einem gediegenen akademischen Berufserfolg. In einem furiosen Finale, das endgültig deutlich macht, daß Melancholie nicht Ausdruck von Larmoyanz ist, sondern eher ein Mittel, die Wirklichkeit radikal zu überprüfen, in diesem Finale steigert er die Tötungsphantasien zu seinem eigenen Tod. Er entleibt sich, durchstößt die süße Melancholie, die Bilder sind endgültig verschwunden. Aber auch dieser Tod ist, in der ersten Person erzählt, ein Stück Wahnsinn, nicht in der kühleren Form von Diagnose und Einweisung, sondern in der Form der Erzeugung und Auflösung von Bildern.

Realismus? Schon vor hundert Jahren hat Nietzsche den Realisten ins Stammbuch geschrieben: Ihr nüchternen Menschen, die ihr Euch gegen Leidenschaft und Phantasterei gewappnet fühlt und gerne einen Stolz und ein Zierat aus Eurer Leere machen möchtet, Ihr nennt Euch Realisten und deutet an, so wie Euch die Welt erscheine, so sei sie wirklich beschaffen: vor Euch allein stehe die Wirklichkeit entschleiert und Ihr selber wäret vielleicht der beste Teil davon – oh, ihr geliebten Bilder von Sais. Nietzsche weist hin auf die Vorurteile, die Unwissenheit, die Furcht, die Vergangenheit, die allesamt mitbestimmen, was als wirklich erscheint, und er folgert: Es gibt für uns keine Wirklichkeit – und auch für Euch nicht. Ihr Nüchternen –, wir sind einander lange nicht so fremd, als Ihr meint, und vielleicht ist unser guter Wille, über die Trunkenheit hinauszukommen, ebenso achtbar als Euer Glaube, der Trunkenheit überhaupt unfähig zu sein.

Dichtung ist, bei Kinder wie bei Renz, gespeist aus Erfahrungen, ein Stück Konfession und Belehrung. Aber sie sprengt auch die gängigen Grenzen, stellt unsere Normen, unsere Perspektiven und Bilder in Frage, zeichnet nicht nur Konturen, sondern verwischt sie auch, attackiert unser um den Preis einer ehrlicheren Auseinandersetzung erkaufte Einvernehmen mit der Welt, verändert die Wirklichkeit, erweitert unser Bewußtsein.

Literatur als ernste Spielform und Vorfeld der offenen Psychiatrie.

Vielleicht hat dieser Gedanke, der die Wirklichkeit verflüssigt, ein wenig auch mit dem See zu tun, mit dem wirklichen See in den Stunden, in denen er seine anbietende Prospekt Niedlichkeit ablegt, jedenfalls aber mit dem nicht weniger wirklichen See, dessen Quelle die Sprache ist; jenem See, in dem Walsers Klaus Buch baden ging und an dem die Erzählfigur Werner Kochs ihr Leben verwirklicht, dem See, in dem Hermann Kinder schwimmend – die Horizonte ... hinter den weit aufspringenden Wasserschlirren verwackeln läßt, jenem See, den Peter Renz' Josef beim Ausblick aus den vergitterten Klinikfenstern hinter den Moränenhügeln ahnt.

1981 Dr. Hermann Kinder, Konstanz, für seine epische Prosa und Peter Renz, Weingarten, für seinen Roman »Vorläufige Beruhigung« (1980)

HERMANN KINDER

* 1944 in Thorn, Polen,
Studium der Fächer Germanistik, Kunstgeschichte und Niederlandistik in Münster, Amsterdam und Konstanz, 1972 Promotion in Konstanz, 1972-1974 wissenschaftlicher Assistent und 1974-2008 Akademischer Rat im Fachbereich Literaturwissenschaft der Universität Konstanz

PETER RENZ

* 1946 in Weingarten,
Studium der Germanistik, Politologie, Linguistik, Pädagogik/Didaktik und Kunstgeschichte, 1978-1983 Assistent für Theoretische Sprachwissenschaft in Konstanz, lebt als Schriftsteller, Lektor und Verleger in Waldburg/Oberschwaben

Hermann Kinder: Der Schleiftrog. Roman, 215 Seiten, Diogenes Verlag, Zürich 1977

Hermann Kinder: Du mußt nur die Laufrichtung ändern. Erzählung, 81 Seiten, Diogenes Verlag, Zürich 1978

Hermann Kinder: Vom Schweinemut der Zeit. Ein Erziehungsroman. 267 Seiten, Diogenes Verlag, Zürich 1980

Peter Renz: Vorläufige Beruhigung. Roman. 485 Seiten, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1980

Hermann Bausinger: Von Aufsteigern und Aussteigern. Laudatio für Hermann Kinder und Peter Renz bei der Verleihung des Bodensee-Literaturpreises 1981 in Überlingen. In: Allmende 2, 1981, S. 142-149

Hermann Kinder: Von den Bildern im Kopf. In: Allmende 2, 1981, S. 154-157

Peter Renz: Bericht von einer Baustelle. In: Allmende 2, 1981, S. 149-153

Preisverleihung 23. Juli 1981, Laudatio Hermann Bausinger